

»Was habe ich denn dort an der Front verloren...?«

Literarische Texte und Lieder zum Thema Desertion

Textauswahl, Kommentare und Einführung von Friedhelm Schneider

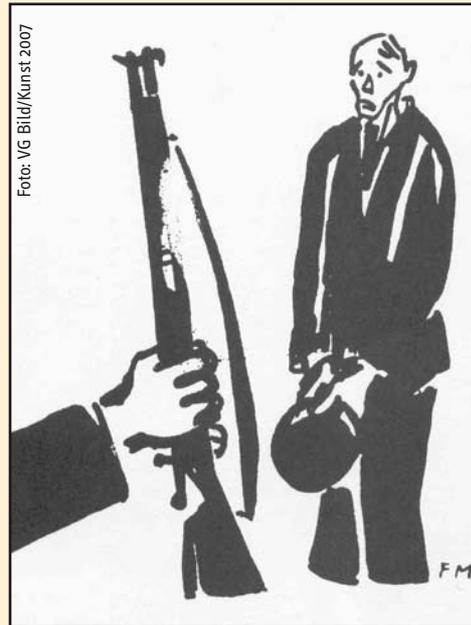
Wo das Thema Desertion zur Sprache kommt, geht es regelmäßig um die Selbsthilfe von Kriegsdienstverweigerern in bewaffneten Konfliktsituationen. Sie wird nötig, weil ein rechtlicher Schutzrahmen nicht vorhanden ist oder versagt. Dabei sind es seit jeher nicht nur Pazifisten, für die sich die Frage der Desertion stellt. Von Martin Luther wissen wir, dass er die Kriegsteilnahme von Christen zwar an Bedingungen geknüpft, aber nicht grundsätzlich abgelehnt hat. Dennoch konnte er zur Fahnenflucht aufrufen, wo die Voraussetzungen eines „gerechten Krieges“ nicht vorliegen und Warlords ihre Interessen mit Waffengewalt durchsetzen wollen: „Und ich rate euch auch treulich, dass, wer unter solchen unfriedlichen Fürsten Krieg führt, dass er aus dem Felde laufe, was er laufen kann, seine Seele errette und seinen rachgierigen, unsinnigen Fürsten allein und für sich selbst mit denen zusammen Krieg führen lasse, die mit ihm zum Teufel fahren wollen.“ (1542)

Statistisch betrachtet stößt das Handlungsmodell Desertion in erheblichem Ausmaß auf Billigung – immer dort, wo es sich um Deserteure aus den Reihen der gegnerischen Konfliktpartei handelt. Dagegen finden Deserteure aus dem eigenen Lager durchweg keine Akzeptanz. Sie werden umso heftiger bekämpft, je mehr sie die Selbstverständlichkeit, die Sinnhaftigkeit oder die „Kampfmoral“ der eigenen Sache in Frage stellen.

Das aktuelle *zivil*-Dossier präsentiert einige Beispiele für die literarische Aufnahme und Bearbeitung des Themas Desertion. Kennzeichnend für die Zusammenstellung der Texte ist die Vielfalt und Weite der Perspektiven, die das Schwarz-Weiß-Schema vom guten fremden und bösen eigenen Deserteur sprengt. „Die grauen Seelen“ heißt programmatisch ein neuerer Roman des französischen Schriftstellers Philippe Claudel. Darin unternimmt es der Autor, jenseits der offiziellen Parolen die Grautöne zu zeichnen, die 1917 den Mikrokosmos eines Ortes bei Verdun bestimmen. Das Kriegsgeschehen bringt es mit sich, dass zwei Deserteure Teil dieser von wider-

sprüchlichen Empfindungen und Interessen geprägten Grauzone werden...

In den hier vorgestellten Texten finden wir exemplarisch den aufklärerisch-kritischen Blick auf das „Recht, sich seiner Beine nach Belieben zu bedienen“ (Voltaire: *Candide* oder der Optimismus, 1759). Wir werden in die Wahrnehmung der inneren Konflikte einbezogen, die zur Desertion führen können (Albrecht Goes: *Unruhige Nacht*, 1950). Wir finden die Parteinahme für oder gegen einen Deserteur – und den damit verbundenen Entwicklungs- und Reflexions-



Frans Masereel, „Bilder gegen den Krieg“

prozess, den das Verhalten des Fahnenflüchtigen in seiner Umgebung und in ihm selbst auslöst (André Chamson: *Roux le bandit*, 1925).

Ebenso vielfältig wie die unterschiedlichen Werke, Gattungen und Autoren sind die Charaktere und Motive der Deserteure, die literarisch porträtiert werden:

- Da ist der gemeinschaftsschädliche Egoist, der zum Verräter an der vorgegebenen kollektiven Pflicht wird (z. B. in der Sicht Tschingis Aitmatows [Aug in Auge, 1958]).

- Da gibt es die unreflektierte, gleichsam reflexartige Desertion, die durch unbezwingbares Heimweh oder die Sehnsucht nach Frau und Familie ausgelöst wird (vgl. Arnold Zweig: *Der Streit um den Sergeanten Grischa*, 1927). Als biophile Orientierung in einem destruktiven Umfeld treibt den Deserteur die Liebe zum Leben dazu, das eigene Überleben zu sichern und damit der Beziehung zu geliebten Menschen eine Zukunft zu geben (vgl. Heinrich Böll: *Entfernung von der Truppe*, 1964). Nennenswert ist in diesem Zusammenhang auch Walter Schnaffs, jener dicklich-gemütliche Teddybärtyp, der keinem Menschen etwas zu Leide tun kann und das Motto „genießen statt schießen“ zu verkörpern scheint. Er wirkt in seiner preußischen Uniform so deplaziert, dass er gleichsam aus einer unabwendbaren Notwendigkeit heraus desertieren muss (nachzulesen in Maupassants Novelle „L’aventure de Walter Schnaffs“, die während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 entstanden ist).

- Wir finden den Deserteur, der durch seine Kriegserlebnisse zum Pazifist wird (z.B. bei Ysabelle Lacamp: *L’homme sans fusil*, 2002).

- Da gibt es die prinzipiellen Verweigerer, die ihren religiösen oder politischen Grundsätzen treu bleiben, weil sie auch in den Gegnern Mitmenschen sehen (so bei Chamson: *Roux le bandit* und Giono: *Der Deserteur*) oder weil sie es ablehnen, für den Klassenfeind zu kämpfen.

- Schließlich erscheint die Desertion als Protest dagegen, sich in militärischen Planspielen als Kanonenfutter sinnlos verheizen zu lassen (s. Sébastien Japrisot: *Mathilde – eine große Liebe*, 1996, verfilmt 2005). Alfred Andersch beschreibt die Desertion als „die äußerste Form der Selbstverteidigung“ gegen den Zwang zur bedingungslosen Unterwerfung unter Militärdienstpflicht und Soldaten-Eid. (*Die Kirschen der Freiheit*, 1952)

Gemeinsam ist all diesen Beispielen: Sie haben das Thema „Desertion“ aus der Tabuzone herausgeholt. Sie tragen dazu bei, dass die Entfernung von der Truppe differenziert wahrgenommen und der Schutz der Kriegsdienstverweigerer im Krieg als dringliches Anliegen verstanden wird.

Voltaire (1694-1778): **Vom Vorrecht, sich seiner Beine nach Belieben zu bedienen**

Mit spitzer Feder trat Voltaire (1694-1778), der große französische Schriftsteller und Philosoph, für Toleranz, Menschenrechte und die Ideen der Aufklärung ein. Drei Jahrzehnte seines Lebens musste er außerhalb Frankreichs verbringen, im Schweizer Exil erschien 1759 sein satirischer Roman „Candide ou l'optimisme“. Um Leibniz' These, wir lebten in der besten aller möglichen Welten, ad absurdum zu führen, lässt Voltaire seinen naiven Romanhelden Candide von einem Unglück in das nächste geraten. Während Candide von seiner Geliebten getrennt wird und unter anderem Krieg, Seesturm und Erdbeben durchmacht, wird der Romanleser mit der bei-

ßenden Gesellschaftskritik des Erzählers konfrontiert. So prangert Voltaire gleich im zweiten Kapitel die skrupellosen Methoden der Militärwerber an, die nichts unversucht lassen, um ihren Auftraggebern Kanonenfutter zuzuführen. Armutsrekrutierung (heute spricht man von „poverty draft“), Desertionen und deren drastische Bestrafung sind schon im 18. Jahrhundert verbreitete Erscheinungen. Auf diesem Hintergrund beschreibt Voltaires Roman die militärische Kriegsmaschinerie als lebensfeindliches System der Unfreiheit, das die Armeeflucht als Akt menschlicher Selbstbestimmung geradezu herausfordert.

Voltaire: Candide (1759)

„Die beste aller Welten...?“
– Soldaten im Kriegseinsatz



»S terbensmatt vor Hunger und Strapaze, nicht einen Heller Geld bei sich, macht' er [Kandide] vor der Tür eines Wirtshauses höchst betrübt halt.

Zwei Blauröcke wurden ihn gewahr. Ha! ein hübscher Kerl, Herr Bruder! sagte der eine. Wie'n Rohr gewachsen! Just so groß, wie wir'n brauchen! Sie gingen auf Kandidens los und baten ihn sehr höflich, zu Mittag mit ihnen zu speisen. Ich finde mich ungemein durch Ihre Einladung beehrt, meine

Herren, sagte Candide mit einem bescheidenen Ton, der gleich seine Nation verriet, allein ich habe kein Geld, kann meine Zeche nicht zahlen. Ach! was Geld! was Zeche zahlen! sagte einer von den Männern. Das haben solche wohlgewachsne, artige junge Herren wie Sie nicht nötig. Sie messen sechs Zoll?

Die mess' ich, meine Herr, sagte er mit einer Verbeugung. „Hurtig, mein Herr! zu Tische. Wir zahlen nicht allein die Zeche für Sie, wir werden auch sorgen, daß es einem Manne wie Ihnen nie an Gelde fehlt. Wozu sind die Menschen in der Welt, als einander beizustehn, unter die Arme zu greifen?“ ... [Ohne Verdacht zu schöpfen, akzeptierte Candide es, ein paar Taler anzunehmen und auf den König der Bulgaren anzustoßen.]

Sogleich legte man ihm Schellen an die Füße und führte ihn zum Regimente. Da lernt' er das Rechtsundlinksumkehrteuch, Gewehr hoch, Gewehr beim Fuß, Feuer, Marsch, und kriegt' dabei dreißig Prügel; den andern Tag exerziert' er schon ein wenig besser und bekommt nur zwanzig; den Tag drauf gar nur zehne, und all' seine Kameraden gafften ihn als ein blaues Meerwunder an.

Kandide war noch ganz verdutzt, konnte gar nicht recht begreifen, wie er so im Hui zum Helden geworden. An einem schönen Frühlingmorgen fällt's ihm ein, spazierenzugehn. Er schlendert grade vor sich hin, der Meinung: die Menschen hätten sowohl wie die Tiere das Vorrecht, sich ihrer Beine nach Belieben zu bedienen. Kaum hat er zwei Meilen gemacht, wie ein Blitz sind ihm vier andre sechsschuhige Helden auf den Hals, binden ihn und werfen ihn in ein Loch, wohin nicht Sonne nicht Mond kam.

Ein wohllobliches Kriegsgericht fragte ihn, was er lieber wollte, sechsunddreißigmal Spießbrutenlaufen oder sich drei bleierne Kugeln mit eins ins Gehirn jagen lassen. Candide hatte gut sagen, daß des Menschen Wille frei sei und daß er keins von beiden möchte; das half nichts, er mußte wählen. Sonach entschloß er sich denn, kraft der lieben Gottesgabe, Willensfreiheit genannt, sechsunddreißigmal Spießruten zu laufen...

Als der Armee- und Kriegsflüchtling Candide am Ende seiner Kräfte ist, findet er weder im reichen Bürgertum noch bei der Amtskirche Unterstützung. Ein pazifistischer Mennonit ist es, der ihn bei sich aufnimmt.

Fünf Jahre nach Veröffentlichung seines Romans fasst Voltaire seine kriegskritischen Gedanken noch einmal für sein Philosophisches Wörterbuch zusammen. Sein Artikel „Guerre“ (Krieg) geißelt den schon in „Candide“ angespro-

chenen Missbrauch der Religion für kriegerische Zwecke: „Das Wunderbare an diesem höllischen Unternehmen ist, dass jeder Mörderchef seine Fahnen segnen lässt und feierlich Gott anruft, bevor er sich daran macht seinen Nächsten zu vernichten.“ Friedrich der Große, der mit Voltaire eine regelmäßige Korrespondenz pflegt, ist schockiert. Sein Protestbrief lässt noch heute etwas von der Empörung erahnen, die den Schreiber seinerzeit bewegte: „Ich habe den Artikel Krieg

gelesen, und ich habe gebebt. Wie kann ein Fürst ... Truppen ... zum Ruhme führen, ohne sich dadurch den Ehrentitel eines Räuberhauptmanns zu verdienen, da er ja doch nur einen Haufen von Taugenichtsen anführt, welche das Schicksal zwang, zu käuflichen Schlächtern zu werden, und die unter seiner Führung nun dem schönen Metier von Wegelager-

ern frönen? Haben Sie denn vergessen, dass der Krieg eine Geißel ist, die alle möglichen Menschen zusammenwürfelt, überdies noch alle möglichen Verbrechen begünstigt?" 1780, zwei Jahre nach Voltaires Tod, erlässt Friedrich der Große das Gnadenprivileg, das den Mennoniten die Befreiung vom Militärdienst zusichert.

André Chamson (1900-1983):

...der nicht mit den andern ging (Roux le bandit, 1925)

Als Historiker und Schriftsteller gehört André Chamson zu den prominenten Persönlichkeiten des französischen Protestantismus im 20. Jahrhundert. Er war Mitglied der Académie française und langjähriger Leiter des französischen Nationalarchivs, aus seiner Feder stammen zahlreiche Romane zur Geschichte der Protestanten in Frankreich. Chamsons erster Roman erschien 1925 unter dem Titel „Roux le bandit“. Das Buch, dessen Handlung zur Zeit des Ersten Weltkriegs in der kargen Bergwelt der südfranzösischen Cevennen spielt, porträtiert einen Kriegsdienstverweigerer aus Glaubensgründen. Anders als die anderen Männer seines Dorfes lehnt Roux es ab, der Einberufung an die Front zu folgen. Er flieht in die Einsamkeit der Berge, die er nur aus besonderem Anlass verlässt: Uneigennützig hilft er aus, wo immer eine Arbeitskraft gebraucht wird, weil eine Bauernfamilie ihre Männer in den Krieg schi-

cken musste. Die solidarische Unterstützung in Not geratener Familien und der Ernst seiner christlich-pazifistischen Überzeugung bewirken, dass Roux den Respekt seiner Umwelt gewinnt. Wer ihn trifft, verrät ihn nicht an die Gendarmen, Frauen stellen dem Hungernden nachts Essen vor ihre Tür. Chamsons Roman beschreibt die Wandlung, die Roux' Ansehen erfährt: vom geächteten Deserteur und „Banditen“ zum geachteten Gewalt-Verweigerer, der auf die Stimme seines Gewissens hört.

Rückblickend auf die Erfahrungen, die er als Kriegsfreiwilliger im spanischen Bürgerkrieg und im Zweiten Weltkrieg gemacht hatte, kommentierte Chamson 1946 die Neuauflage seines Romans mit den Worten: Ich sehe „mit einigem Stolz dies Buch neu erscheinen, das ich jetzt wohl kaum mehr schreiben würde“.

»Am Col du Pas hielt ich einige Minuten an, um ein wenig zu verschlafen. Als ich mich bereit machte weiterzugehen, sah ich einen Mann aus dem Wald auf mich zukommen: der Roux war es. Seine Kleider waren von Dornen ganz zerrissen, ein Linnensack hing ihm über die Schulter, sein Bart reichte ihm bis mitten auf die Brust. Er war magerer und gebeugter als früher vor seiner Flucht in die Berge, sah aber viel entschlossener aus, als sei er in der Zwischenzeit Familienoberhaupt mit Verantwortungen und Machtbefugnissen geworden.

Wir wünschten uns einen Guten Abend, und Roux setzte sich neben mich ins Gras; ich sagte zu ihm:

– „Der Winter ist hart!“

– „Härter noch im Gebirge als in den Tälern.“

Darauf sah ich ihn, ohne etwas zu sagen, an, und zwei Minuten lang wußten wir beide nicht, was wir weiter sprechen sollten.

Während des Schweigens aber bewegte ich alles in meinen Gedanken und suchte nach einem Mittel, um ihn zur Erklärung seines Verhaltens zu bewegen.

– „Roux, der Pastor von Anduze ist im Krieg gefallen. Er wollte auch nicht kämpfen, aus Gewissensgründen. Aber er ist dennoch an die Front gegangen wie alle anderen, um sich nicht ins Unrecht zu setzen. Als er zu seinem Regiment kam, hat er sich bei seinem Obersten gemeldet und ihm gesagt, sein Gewissen verbiete ihm, zu kämpfen, gebiete ihm aber, die Verwundeten zu pflegen, dort, wo etwas los sei. Der Oberst hat ihn angehört, man hat ihm keine Schwierigkeiten gemacht, er ist mit allen anderen ins Feld gezogen, doch ohne eine Waffe anzurühren. Im Krieg hat er dann die Leiden der Kämpfenden geteilt, hat sie sogar gelindert, denn er war im-

mer in den vordersten Reihen, hat die Verwundeten weggetragen, und schließlich ist er selbst getroffen worden und gestorben. Sein Mut und seine Ruhe sind auch dann noch allen, die um ihn waren und ebenso in jedem Augenblick getötet werden konnten, ein gutes Beispiel gewesen.“...

Auch die letzten Worte des Pastors wiederholte ich ihm, der seiner Frau bestellen ließ, sie solle sein Söhnchen lehren, den Krieg zu hassen. ... Als ich zu Ende war mit meiner Geschichte, sagte der Roux zu mir:

– „Er war ein Gerechter. ... Er hat in diesem ganzen Krieg das beste Beispiel gegeben.“

– „Wenn er das beste Beispiel gegeben hat, hättest du gut daran getan, ihm zu folgen, anstatt ins Gebirge zu fliehen!“

Roux der Bandit sah mich an, indem er die rechte Hand auf den Schenkel stützte und mit der Linken an der Kordel seines Sackes zog, dann sagte er:

„Wenn die Herde in die Irre geht und in Gefahr ist, in den Abgrund zu stürzen, muß der Hirte ihr dennoch folgen; wenn Krankheit die Herde befällt, muß der Hirte sie pflegen und bei ihr aushalten, selbst wenn die Krankheit durch die Fliegen übertragen wird oder durch die Luft, die sie vergiftet. So lange die Menschen Kriege führen, müssen auch die Pastoren an ihnen teilnehmen, weil sie überall dort sein müssen, wo es Leiden gibt und Unglück. Inmitten des Krieges können sie die frohe Botschaft verkünden, wie der Pastor von Anduze es zu tun wußte. ...

Aber die Pflicht des Christen ist nicht die gleiche, er kann sich weigern, der Herde zu folgen, die in die Irre geht; er muß sie nicht begleiten durch all ihre Prüfungen.“



Philippe Claudel (*1962): **Die grauen Seelen (2003)**

Gleich in seinem Erscheinungsjahr (2003) wurde Philippe Claudels Roman „Die grauen Seelen“ mit dem renommierten französischen Literaturpreis „Prix Renaudot“ ausgezeichnet. Im Mittelpunkt der Romanhandlung steht ein Kriminalfall: In einem lothringischen Provinzstädtchen, unweit der Kriegsfrent, wird 1917 ein zehnjähriges Mädchen erdrosselt im Kanal aufgefunden. Claudels Erzähler, der Ortsgendarm, erhellt rückblickend die Hintergründe des Mordes. Ohne in Schwarz-Weiß-Malerei zu verfallen, gibt er einen Einblick in die Entwicklungen, die die Gesellschaft des Städtchens im Schatten des Ersten Weltkriegs bestimmen: Nationalismus und Kriegs-

begeisterung gewinnen an Boden. Während Kriegssopfer um ihr Überleben kämpfen, sehen Kriegsgewinnler ihre Geschäfte blühen. Den physischen Schäden des Krieges entsprechen die moralischen. Nachdenkliche und kriegskritische Stimmen bleiben die Ausnahme.

Im Dezember werden zwei Deserteure gefasst. Richter Mierck ergreift die Gelegenheit, sie als Schuldige an dem Kindermord zu präsentieren, um den bisher ungelösten Mordfall endlich zu den Akten legen zu können. Der folgende Text ist ein Ausschnitt aus dem Verhör, in dem die beiden Deserteure mit dem Tatvorwurf konfrontiert werden.



Anekdote

»Zu Beginn der Schlacht in Flandern 1917 erlitt ein englischer Landser einen Nervenzusammenbruch und lief nach hinten. Nach einiger Zeit wurde er vom Generalmajor Smedley Butler angehalten. „Weißt du nicht, dass eine große Schlacht im Gang ist?“ „Ich weiß-es“, brachte der Landser heraus. „Was willst du dann hier?!“ Der Landser schwieg. „Warum antwortest du nicht?!“ brüllte der Offizier, „weißt du nicht, wer vor dir steht?!“ Der Landser schüttelte den Kopf. „Ich bin dein General!“ „O du meine Güte“, rief der Landser, „bin ich schon so weit zurück?“ Dann fiel er bewusstlos um.



Das unverhoffte Zusammentreffen von General und Deserteur führt uns in die Zeit des Ersten Weltkriegs. Den Hintergrund der Anekdote bildet die bittere Einsicht vieler Frontsoldaten, in einem aussichtslosen Stellungskrieg „verheizt“ zu werden, während die militärischen Oberbefehlshaber es sich weitab vom Kampfgeschehen gut gehen lassen. Offensichtlich ist der Erzähler der Episode so sehr militärischem Denken verhaftet, dass er sich eine Desertion nur als Folge eines Nervenzusammenbruchs vorstellen kann...

Von Mark Twain stammt die Aussage: „Für eine Anekdote braucht man drei Dinge: eine Pointe, einen Erzähler und Menschlichkeit.“ Als unterhaltsame „Kürzestgeschichte“ bezieht die Anekdote sich oft auf eine prominente Persönlichkeit, von der sie, ohne für das Erzählte Beweise zu liefern,

»» **A**m Morgen des 3. Dezember, als ich die Straße entlangstapfte, um nach Hause zu kommen, verhafteten die Gendarmen zwei junge Burschen, die halb tot waren vor Hunger und Kälte. Zwei Deserteure vom 59. Infanterieregiment. Sie waren nicht die ersten, die von den Gendarmen eingefangen wurden, das große Weglaufen hatte schon einige Monate zuvor begonnen. Jeden Tag verschwanden welche auf diese Art von der Front, verliefen sich auf dem Land oder zogen es vor, mutterseelenallein im Dickicht oder in einem Wäldchen zu verrecken: besser, als von Granaten zerfetzt zu werden. Sagen wir, die beiden kamen wie gerufen: der Armee, die ein Exempel statuieren wollte, und auch dem Richter, der einen Schuldigen brauchte.

(Es folgt die Schilderung des Verhörs)

Der eine, Maurice Rifolon, zweiundzwanzig Jahre alt, geboren in Melun, wohnhaft in Paris, 15 Rue des Amandiers im 15. Arrondissement, Drucker. Der andere, Yann Le Floc, zwanzig Jahre alt, geboren in Plouzagen, einem bretonischen Dorf, das er vor dem Krieg nie verlassen hatte, Bauernjunge. ...

Der Oberst feuert die erste Breitseite ab:

„Sie wissen, warum Sie hier sind?“ fragt er.

Rifolon mustert ihn, antwortet nicht. Der kleine Bretone hebt ein wenig den Kopf, stammelt:

„Weil wir weggerannt sind, Herr Oberst, weil wir abgehauen sind...“

Da schaltet sich Mierck ein:

„Weil Sie gemordet haben.“

Der kleine Bretone reißt die Augen auf. Der andere hingegen, Rifolon, sagt mit Unschuldsmiene:

„Natürlich haben wir gemordet, man hat uns sogar deswegen geholt, damit wir von Angesicht zu Angesicht Männer töten, die uns so ähnlich sind wie Brüder, damit wir sie ermorden und sie uns ermorden. Leute wie Sie haben uns befohlen, dass wir das tun sollen...“

Der kleine Bretone gerät in Panik:

„Ich weiß nicht genau, ob ich welche getötet habe, man sieht da draußen nicht gut, und ich kann nicht schießen, sogar mein Oberst macht sich über mich lustig, ‚Le Floc‘, sagt er, ‚du würdest noch nicht mal eine Kuh im Hausflur treffen!‘, also, es ist nicht sicher, vielleicht habe ich auch niemanden getötet.“

Der Oberst tritt näher heran. Er nimmt einen tiefen Zug aus seiner Zigarre. Bläst ihnen den Rauch in die Nasenlöcher. Der Kleine hustet. Der andere gibt keinen Mucks von sich.

„Sie haben ein kleines Mädchen ermordet. Eine Zehnjährige.“

Der Kleine fährt auf:

„Was? Was? Was?“, soll er mindestens zwanzigmal wiederholt haben, hüpfte dabei auf der Stelle herum und wand sich, als stünde er auf glühenden Kohlen. Der Drucker hingegen bewahrte die Ruhe, sein feines Lächeln. Daraufhin richtete der Richter das Wort an ihn:

„Sie sehen nicht überrascht aus?“ ...

„Mich kann nichts mehr überraschen. Wenn Sie gesehen hätten, was ich gesehen habe in den letzten Monaten, dann wüssten Sie, dass alles möglich ist.“ Ein hübscher Satz, nicht wahr? Und das dem Richter, der puterrot anläuft, platsch vor die Nase.

„Sie leugnen?“, brüllt er.

„Ich gestehe“, entgegnet der andere ruhig. ...

„Du gestehst?“

„Was Sie wollen“, sagt der, immer noch ruhig.

„Die Kleine?“

„Ich hab sie ermordet. Ich war's. Ich hab sie gesehen. Ich bin ihr gefolgt. Ich hab ihr mit dem Messer dreimal in den Rücken gestochen.“

„Nein, du hast sie erwürgt.“

„Ja, stimmt, ich hab sie erwürgt mit diesen Händen, Sie haben Recht, ich hatte ja gar kein Messer dabei.“

„Am Ufer des kleinen Kanals.“

„Genau.“

„Du hast sie ins Wasser geworfen.“

„Ja.“

„Warum hast du das getan?“

„Weil ich Lust dazu hatte.“

„Sie zu vergewaltigen?“

„Ja.“

„Aber sie wurde nicht vergewaltigt.“

„Keine Zeit. Ich habe ein Geräusch gehört. Da bin ich weg.“

Die Antworten kommen wie geschmiert, wie im Theater, sagt der Bürgermeister. Der Arbeiter hält sich kerzengerade, spricht sehr deutlich. Der Richter labt sich an seinen Worten. Es wirkt, als sei die Szene bis ins Kleinste einstudiert worden. ...

Der Richter sagt zum Bürgermeister:

„Sie können sein Geständnis bezeugen?“

Der Bürgermeister ist kein Zeuge, er ist sprachlos. Er merkt, dass der Arbeiter sich über den Richter lustig macht. Er merkt, dass Mierck dies ebenfalls merkt. Und endlich merkt er nur noch das eine, nämlich dass dem Richter das vollkommen gleichgültig ist. Er hat bekommen, was er wollte: ein Geständnis.



Glaubhaftes zu berichten weiß. Weil sie Charakterzüge und Situationen auf das Exemplarische reduziert, kann von ihr gelten: Eine Anekdote ist auch dann wahr, wenn sie – streng historisch betrachtet – nicht stimmt. Und so mag zwar die Begegnung des englischen Deserteurs mit General Butler nicht eindeutig nachzuweisen sein, stimmig ist sie zweifellos...



Fotos: zivil/W.Schulz

„Es ist ein stummer Schrei nach Frieden, nach Gerechtigkeit und Versöhnung unter den Völkern, den dieser Stein symbolisiert.“ Die Theologin Dorothee Sölle bei der Enthüllung des ersten deutschen Denkmals für den unbekannt Deserteur, am 1. 9. 1989 in Bonn.

Boris Vian: **Der Deserteur (1954) – Ein Lied wird verboten**

„Le Déserteur“ heißt Frankreichs wohl bekanntestes Anti-Kriegslied. Es stammt aus der Feder des Jazz-Trompeters, Schriftstellers und Chansonniers Boris Vian. An den Staatspräsidenten gerichtet, besingt Vians Lied den Entschluss eines Rekruten, seiner Einberufung zum Kriegsdienst nicht nachzukommen. Als das Chanson 1954 zu Beginn des Algerienkrieges erstmals aufgeführt wird, ruft es sogleich heftige Reaktionen hervor: Der staatliche Rundfunk boykottiert das Lied. Französische Weltkriegsteilnehmer sehen in ihm eine „Beleidigung der alten Frontkämpfer“. Sie folgen Vians Frankreich-Tournee mit Störkommandos, die „Ab nach Russland!“ brüllen, sobald der Sänger die Bühne betritt. Als der Pariser Stadtrat Faber, ebenfalls Kriegsveteran, eine Klage wegen Beleidigung der Armee einreichen will, schreibt Vian ihm einen Brief. Darin stellt er die Frage: „Sie als ehemaliger Soldat, haben Sie für den Frieden gekämpft oder aus Spaß? Wenn Sie für den Frieden gekämpft haben, was ich zu hoffen wage, dann springen Sie nicht einem an die Gurgel, der auf derselben Seite steht wie Sie, und antworten Sie auf die nächste Frage: Wenn man den Krieg nicht im Frieden angreift, wann wird man das Recht haben, ihn anzugreifen?“ Nachdem Staatspräsident Coty 1955 das Verbot des Chansons angeordnet hat, sind öffentliche Auführungen nicht mehr möglich, alle Schallplattenaufnahmen werden eingezogen. In der Folgezeit wird eine entschärfte Liedversion in Umlauf gebracht, die den Entschluss zur Desertion und den Aufruf zur Kriegsdienstverweigerung durch verallgemeinernde Phrasen ersetzt. So wird in der zensierten Fassung aus dem kritischen Appell „Weigert Euch zu gehorchen!“ („Refusez d’obéir“) die unverfängliche Empfehlung „Genießt das Leben!“ („Profitez de la vie...“).

In den Aufzeichnungen, die Boris Vian vor der Veröffentlichung des „Deserteurs“ niederschrieb, findet sich eine Notiz, die treffend die Programmatik seines Chansons umreißt: „S’il faut tuer quelqu’un tuez plutôt la guerre“ – was auf deutsch so viel heißt wie: „Wenn schon getötet werden muss, dann tötet doch den Krieg!“

CD-Aufnahmen:

Doppelalbum: Boris Vian et ses interprètes, Polygram; CD 1 Originalversion (Boris Vian), CD 2 Entschärfte Fassung (Richard Anthony)

Deutsche Fassungen: Ihr sogenannten Herrn (Gerd Semmer), Fiedel Michel: Es ist an der Zeit, Slow Motion 1999; Monsieur le Président (Wolf Biermann), Wolf Biermann: Lieder vom preußischen Ikarus, BMG ARIS 1999



Frans Masereel, „Bilder gegen den Krieg“



Foto: dpa

Ein Deutscher Soldat, der wegen Desertion ermordet wurde. „So sterben alle Vaterlandsverräter“ steht auf dem Schild

Boris Vian (1920-1959): **Le Déserteur (1954)**



assez lent Musique de Boris Vian et Harold Berg

1. Mon-sieur le Pré-si-dent, Je vous fais
Je viens de re-ce-voir Mes pa-piers

u-ne let-tre que vous li-rez peut-mi-li-tai-res Pour al-ler à la

é-tre Si vous a-vez le temps: di soir. Mon-quer-re A-vant mercre-

sieur le Pré-si-dent, Je ne veux pas la

fai-re, Je ne suis pas sur ter-re Pour

tuer des pau-vres gens; C'est pas pour vous fá-

cher, il faut que je vous di-se: Ma dé-ci-

sion est prise, je m'en vais dé-ser-te-r

Paroles de Boris Vian

Depuis que je suis né
J'ai vu mourir mon père
J'ai vu partir mes frères
Et pleurer mes enfants.
Ma mère a tant souffert
Elle est dedans sa tombe
Et se moque des bombes
Et se moque des vers.
Quand j'étais prisonnier
On m'a volé ma femme
On m'a volé mon âme
Et tout mon cher passé.
Demain de bon matin
Je fermerai ma porte
Au nez des années mortes
J'irai sur les chemins.

Je mendierai ma vie
Sur les routes de France
De Bretagne en Provence,
Et je dirai aux gens:
Refusez d'obéir,
Refusez de la faire,
N'allez pas à la guerre,
Refusez de partir
S'il faut donner son sang,
Allez donner le vôtre,
Vous êtes bon apôtre
Monsieur le Président.
Si vous me poursuivez
Prévenez vos gendarmes
Que je n'aurai pas d'armes
Et qu'ils pourront tirer.



Boris Vian: **Der Deserteur**

(Übertragung von Klaus Völker)

»»V erehrter Präsident
 Ich sende Euch ein Schreiben
 Lest oder laßt es bleiben
 Wenn Euch die Zeit sehr brennt.
 Man schickt mir da, gebt acht
 Die Militärpapiere
 Daß ich in den Krieg marschiere
 Und das vor Mittwoch nacht.
 Verehrter Präsident
 Das werde ich nicht machen
 Das wäre ja zum Lachen
 Ich hab kein Kriegstalent.
 Sei's Euch auch zum Verdruß
 Ihr könnt mir's nicht befehlen
 Ich will's Euch nicht verhehlen
 Daß ich desertieren muß.
 Seit ich auf Erden bin
 Sah ich den Vater sterben
 Sah meine Brüder sterben
 Und weinen nur mein Kind.
 Sah Mutters große Not
 Nun liegt sie schon im Grabe
 Verlacht den Bombenhagel
 Und treibt mit Würmern Spott.
 Als ich Gefangner war
 Ging meine Frau verdienen
 Ich sah nur noch Ruinen
 Nichts blieb, was mir mal war.
 Früh wenn die Hähne krähen
 Dann schließ ich meine Türen
 Und will die Toten spüren
 Und auf die Straße gehen.
 Ich nehm den Bettelstab
 Auf meiner Tour de France
 Durch Bretagne und Provence
 Und sag den Menschen dies:
 Verweigert Krieg, Gewehr
 Verweigert Waffentragen
 Ihr müßt schon etwas wagen
 Verweigert's Militär.
 Ihr predigt, Kompliment
 Doch wollt Ihr Blut vergießen
 Dann laßt das Eure fließen
 Verehrter Präsident.
 Sagt Eurer Polizei
 Sie würde mich schon schaffen
 Denn ich bin ohne Waffen



Wolf Maahn (*1955): **Deserteure (1982)**

»»V aterlandsliebe“ und „Bilder vom Feind“
 Was verlangt Ihr von mir?
 Loyalität für Junkies der Macht
 Kriegt Ihr nicht von mir
 Besser im Schoß von meinem süßen Schatz
 Als ein Narr an der Front
 Besser den Mut zur Feigheit
 Als ein Fähnrich im Sand
 Wir sind Deserteure
 Wir sind Deserteure
 Kein Land auf das ich schwöre
 Wir sind Deserteure
 Die roten Flecken auf meinem Hemd
 Sind Wein und nicht Blut
 Massenmorde und Inquisition
 Machen mir keinen Mut
 Ich schlafe mit eintausend Ideologien
 Und bin darin Held
 Ich lebe im Osten, im Westen –
 Überall auf der Welt
 Wir sind Deserteure
 Wir sind Deserteure
 Kein Land auf das ich schwöre
 Wir sind Deserteure
 Wir stoppen das Rad der Geschichte
 Du und ich, Hand in Hand
 Wir flüchten vor Fahnen und laufen über
 Ins Niemandsland
 Denn wir sind Deserteure...



Foto: Transmission Songs



Desertion als Liedthema

Desertionsabsichten und -erfahrungen gehören schon früh zu den wiederkehrenden Motiven kritischer Lieder. „**O König von Preußen**“ heißt seit dem 19. Jahrhundert eins der bekanntesten oppositionellen Soldatenlieder. Es unterzieht die menschenunwürdigen Zustände beim Militär einer herben Kritik, in einer eigenen Strophe geht es um Fahnenflucht und die ihr folgenden Strafmaßnahmen: „Ihr Herren, nehmt's nicht Wunder, wenn einer desertiert. Wir werden wie die Hunde mit Schlägen maltrahiert...“ Aus der selben Zeit stammt das Lied vom Soldaten, der sich durch die Truppenwerber hat verlocken lassen und nun das Risiko eines mehrfachen Spießrutenlaufens auf sich nimmt, um vom Militär loszukommen: „**Ich hatte mich einmal unterschrieb'n**, dem König von Preußen treu zu dien'n; ich dient' ihm kaum ein halbes Jahr, da ging das Desertieren an.“ Trotz drastischer Strafen, die gegen aufgegriffene Deserteure verhängt werden, ist dem Liedsän-

ger klar: „Gerechter Gott, bist du mir gut, so lauf ich morgen wieder fort.“

Themenverwandte Motive finden sich im klassischen Anti-Kriegs-Spiritual „**Down by the Riverside**“. Die Absicht des Sängers, sich am Flussufer seiner Waffen und militärischen Ausrüstungsgegenstände zu entledigen, dient dem ausdrücklichen Ziel, nicht mehr Krieg lernen zu müssen.

Den Dank eines Deserteurs an die Menschen, die ihm geholfen haben, bringt Georges Brassens' **Chanson pour l'Auvergnat** (1954) zum Ausdruck. Der in Paris lebende Brassens wird 1943 von den deutschen Besatzern zum Zwangsarbeitsdienst einberufen, den er in einem Rüstungsbetrieb bei Berlin ableisten muss. 1944 kehrt er von einem Heimaturlaub nicht zurück. Er taucht unter bei dem aus der Auvergne stammenden Marcel Planche („l'Auvergnat“) und seiner Frau Jeanne, die den von den deutschen Behörden gesuchten Arbeitsdienst-Deserteur verstecken und versorgen. Ihnen ist das Chanson gewidmet.

Edgar Hilsenrath (*1926): **Jossel Wassermanns Heimkehr (1993)**

Edgar Hilsenrath wird 1926 als Sohn einer jüdischen Familie in Leipzig geboren. Zu den Stationen seines bewegten Lebens gehören die Flucht nach Rumänien (1938), die Einweisung in ein jüdisches Ghetto in der Ukraine (1941), Aufenthalte in Palästina (1945-47), Frankreich, in den USA (1951-1975) und schließlich die Rückkehr nach Deutschland (1975). In seinen Romanen schreibt Hilsenrath gegen das Vergessen an, nach eigener Aussage widerspiegelt sich in seinen Geschichten nichts anderes als die Geschichte eines überlebenden Juden deutscher Kultur. Zu Hilsenraths literarischen Markenzeichen gehört „der radikale Witz, der sich nicht davor scheut, selbst dem Tragischen eine komische Note abzugewinnen“ (Peter Zimmermann). Hilsenraths Fähigkeit der Selbstironisierung, die das Leiden zwar nicht abschafft, aber doch erträglicher macht, prägt auch den 1993 erschienenen Roman „Jossel Wassermanns Heimkehr“:

Wir schreiben den 31. August 1939. Jossel Wassermann, der es durch Einheirat in eine Schweizer Matzenfabrikation zu einem bedeutenden Vermögen gebracht hat, spricht mit Rechtsanwalt Katz und Notar Schnürzli über sein Testament. Als Erben hat er Menschen aus seiner Heimat vorgesehen, und dort will er auch beerdigt werden – in Pohodna, einem jüdischen Shtetl am östlichen Rande der früheren österreichisch-ungarischen Donaumonarchie. Um den Schweizer Juristen seine Pläne zu erklären, reiht Jossel Wassermann ohne Unterbrechung zahllose Anekdoten, Geschichten und Erinnerungen aneinander, die noch einmal die Welt des osteuropäischen Judentums lebendig werden lassen. Unter den erzählten Episoden finden wir die Geschichte von den kriegsmüden italienischen Soldaten, die mit Jossel darum wetteifern, ihre Gewehre wegzwerfen, und sich schließlich aus dem Bauch heraus für österreichische Gefangenschaft und Verpflegung entscheiden...



rgendwann in der Nacht blitzten Leuchtkugeln auf, Scheinwerfer blendeten uns, Lichtkegel huschten um unsere Köpfe. Die Italiener eröffneten das Sperrfeuer. So war's. Die beiden Juden an meiner Seite fielen, waren gleich tot. Ich aber, Jossel Wassermann, wurde weder getroffen, noch fiel ich vor Angst tot um. Ich rannte irgendwohin, tauchte in einem Weizenfeld unter, verkroch mich dort, fiel erschöpft auf die feuchte Erde, fühlte mich hundeeleidend, hatte Bauch- und Magenkrämpfe, schlief plötzlich ein, schlief den Schlaf des Gerechten.

Als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Ich ging geradeaus, weil ich gar nicht wusste, wohin ich gehen sollte, hatte auch nichts gesehen, weder Geschütze, Pferde, Lastautos, Flugplätze oder gar Italiener. Ich ging also geradeaus, piff ein Liedchen vor mich hin, wollte mir Mut machen. Und plötzlich sah ich sie: die Italiener.

war es. Ich hob die Hände, stand da, wartete, dachte: Na, was ist? Nehmt mich doch gefangen. Oder schießt. Macht irgendwas. – Als nichts geschah, kriegte ich's noch mehr mit der Angst zu tun. Die Kerle zielten auf mich, hielten mich im Visier, schossen aber nicht und machten auch keine Anstalten, mich gefangenzunehmen.“

„Wurden Sie erschossen?“

„Nein“, sagte Onkel Jossel. „Die ließen mich einfach stehen und wußten offenbar nicht, was sie machen sollten. Dann sah ich, wie einer von ihnen seinem Kameraden etwas zurief und wie dieser Ruf weitergereicht wurde, so wie ein sprechender Ball, der nicht von Hand zu Hand, sondern von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr ging, halblaut, als hätten sie alle ein geheimes Abkommen ohne irgendeine Befehlsgewalt. Und der Ruf kam wieder zurück zum ersten Rufer. Der warf plötzlich sein Gewehr weg und hob die Hände. Dann machte es ihm ein zweiter Italiener nach, dann ein dritter, ein vierter. Dann mehr. Bald warfen alle ihre Gewehre fort und hoben die Hände. Und auch die Männer hinter den beiden Maschinengewehren standen auf und hoben die Hände. Ich, Jossel Wassermann, konnte meinen eigenen Augen nicht trauen. Das konnte doch nicht wahr sein. Nein. Ich träume. Das ist unmöglich. Einer von ihnen, ein Intellektueller, der Deutsch konnte, kam zu mir rüber, sagte: „Kamerad. Wir haben den Krieg satt. Kannst du uns nicht in die Gefangenschaft führen?“

„In welche denn?“ fragte ich.

„In die irdische“, sagte er, „die österreichische.“

„Ist das dein Ernst, Kamerad?“

„Ja, Kamerad, das ist mein Ernst.“

„Und was sagen die anderen dazu?“

„Du siehst doch. Sie sind einverstanden.“

„Nun gut“, sagte ich, „wenn du willst.“

Der Italiener schnüffelte merkwürdig. Offenbar hatte er bemerkt, daß ich volle Hosen hatte.

„Bist du aus Wien?“ fragte er.

„Nein“, sagte ich. „Ich bin aus Pohodna.“

„Wo ist das?“

„In Österreich“, sagte ich.

„Wie ist das Essen bei euch im Gefangenenlager?“

„Gut“, sagte ich. „Ausgezeichnet.“

„Zum Beispiel?“

„Nun“, sagte ich, „es gibt reichlich zu essen.“

„Aber was?“

Ein Gedenkstein zur Erinnerung an die ermordeten Deserteure und Kriegsdienstverweigerer wurde am 15. Mai 2001 im ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald eingeweiht.



Foto: zivil/W.Schulz

Ich stand auf einer Wiese, irgendwo zwischen Obstgärten, dünnem Wald, Isonzo, Himmel und Erde. Auf einer Lichtung stand ich. Und dort warteten dreihundert Italiener auf mich. Nun, in so einem Augenblick ist es schwer zu schätzen, es konnten auch weniger gewesen sein, vielleicht zweihundert. Sie hatten ihre Gewehre auf mich gerichtet – auch zwei Maschinengewehre –, stumm standen sie da, manche hockten auch auf der Wiese und in den Büschen, zielten auf mich, sagten nichts.

Sie hätten mal sehen sollen, wie schnell der Soldat Jossel Wassermann, Freiwilliger, Kämpfer für Kaiser und Vaterland, also: wie der Jossel Wassermann sein Gewehr wegschmiß. Weg

„Nun“, sagte ich, „Backendl und Tafelspitz und Beinflisch und Kren.“

„Was noch?“

„Sachertorte, Kaffee, Palatschinken, Zwetschgenknödel und Gugelhupf.“

„Gibt's auch Spaghetti?“

„Selbstverständlich.“

„Mit Tomatensauce?“

„Ja. Das auch.“

„Habt ihr überhaupt im Krieg Tomaten?“

„Selbstverständlich haben wir Tomaten.“

„Und einen, der die richtige Sauce machen kann?“

„Ja. Ein italienischer Koch. Ein Kriegsgefangener.“

„Und gibt's auch Polenta?“

„Die haben wir auch.“

„Und woher habt ihr den Mais?“

„Aus meiner Gegend. Aus Pohodna. Es handelt sich um die österreichischen Ostgebiete.“

„Sind die nicht von den Russen besetzt?“

„Sie waren besetzt. Aber der Kaiser Franz Joseph hat sie wieder befreit.“

Der deutschsprechende Italiener ging zu den anderen zurück und erzählte ihnen, was ich gesagt hatte. Sie berieten sich eine Weile und nickten.

Nun, ich, Jossel Wassermann, Soldat der k.u.k. Armee, ließ die Italiener in Viererreihen antreten, befahl den Abmarsch, suchte aber vorher noch mein Gewehr. Da ich es nicht finden konnte, war einer der Italiener so freundlich und gab mir seines, das heißt: Er hob sein Gewehr, das er vorher weggeschmissen hatte, einfach auf, streichelte es zärtlich und gab es mir.

Unsere Truppen waren in der Nacht vorwärtsgestürzt und hatten den Fluß überquert. Ich hatte geschlafen und nichts gemerkt, auch nicht, daß sich der Feind zurückgezogen hatte. Zwischen mir und meinen Gefangenen und den österreichischen Linien waren nur wenige hundert Meter Niemandland. Kein Problem für mich, den Soldaten Jossel Wassermann, den Transport bis zu meiner Truppe zu bringen. Wir wurden nicht mal versehentlich beschossen. Als ich mit den 254 Gefangenen – ich hatte sie inzwischen gezählt – also: Als ich mit den Gefangenen ankam, da staunten die Kameraden. Natürlich auch die Offiziere. Sie glaubten, das wäre ein Spuk. Dann aber begriffen sie es. Und da hätten Sie mal sehen sollen, wie die Feldtelefone geschäftig surrten. Es wurde auch telegraphiert.

Ja. Was soll ich Ihnen erzählen. Die Presse bekam Wind von der Sache. Jossel Wassermanns Bild machte Titelseiten. Ein österreichischer Held. Ein Soldat des Kaisers, tapfer, beherzt, einer aus den Ostprovinzen, der Beweis, daß Österreichs Präsenz im Osten von Gott bestimmt und das Kaiserreich nicht verloren war.

Bei den Presseinterviews mußte ich immer wieder die Geschichte erzählen, wie ein kleiner österreichischer Soldat so viele Italiener gefangen nahm. Ich schmückte sie natürlich aus, erzählte nichts von den vollen Hosen, sondern sagte: „Als ich plötzlich aus dem Hinterhalt auftauchte, waren die Italiener vollkommen überrascht. Ich schoß ein paarmal in die Luft, und sie glaubten, die ganze Armee des Kaisers stünde hinter mir. Feige, wie Italiener nun einmal sind, hoben sie gleich die Arme, schmissen ihre Waffen weg und ergaben sich.“

Einer der Journalisten fragte: „Was schlagen Sie vor, Korporal, damit der Kaiser den Krieg siegreich beendet?“

„Einen Vergnügungspark für Kriegsgefangene“, sagte ich.

Der Journalist glaubte, falsch gehört zu haben. Ich erklärte: „Nun, ich meine, man sollte die Gefangenen mit Wein und Champagner empfangen, ihnen gutes Essen geben – ich stelle

mir vor: im Hintergrund Musik, damit die Speisenden ordentlich verdauen –, im Gefangenenlager sollten Wiener Kaffeehäuser sein und Nachtlokale, die Regierung müßte Mädchen hinbringen, jeden Abend sollte Tanz sein, am Sonntag Fünfuhrtee, man sollte auch ein Theater und eine Konzerthalle bereitstellen, auch Bibliotheken und ein Fußballstadion. Kurz: eine Art Erholungskur von den Strapazen des Krieges.“

„Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Korporal“, sagte der Journalist.

Ich ließ mich nicht beirren. Ich sagte: „Dann sollte man Gefangene, die zu ihren Familien zurückwollen oder zur Truppe, wieder freilassen. Die Sache, wie gut es ihnen bei uns geht, würde sich schnell herumsprechen, und die ganze feindliche Armee würde zu uns überlaufen. Der Krieg wäre gewonnen und der Kaiser könnte ruhig schlafen.“

„Aber was wäre das für ein Krieg“, sagte der Journalist.

Ich sah, daß er meiner jüdischen Logik nicht folgen konnte.

„Sie schlagen also vor, daß man den Feind für die Tatsache belohnt, daß er gegen uns Krieg führt?“

„Ja“, sagte ich.

„Und wenn der Feind dasselbe macht, also: auch unsere Soldaten, die er gefangen hat, mit Wein bewirtet und schönen Frauen und anderen guten Dingen, dann würden ja unsere Soldaten genauso überlaufen?“

„Es würde zu einem Austausch der Armeen führen“, sagte ich. „Unsere Soldaten würden beim Feind sein und die Soldaten des Feindes bei uns.“

„Dann hätte der Krieg ja keinen Sinn mehr. Es wäre sinnlos.“

„Er hätte einen neuen Sinn“, sagte ich.

„Dieser neue Sinn würde zu einer Katastrophe führen“, sagte der Journalist. „Es käme zu einem Stillstand der Geschichtsschreibung. Nichts würde sich mehr verändern.“

„Es wird immer Veränderungen geben“, sagte ich, „aber sie werden dann nicht von den Generälen entschieden.“

„Und was sollen die Generäle machen?“

„Das weiß ich nicht“, sagte ich.



Hinweisschild zu einem Denkmal in Bernau/Brandenburg, das „allen Deserteuren und Verweigerern“ gewidmet ist, „die nicht an Ideologien, sondern am Leben hängen, deren Angst kleiner als ihre Liebe ist“. (15. Mai 1988)

„Sie werden sich langweilen und Depressionen kriegen.“

„Na und“, sagte ich.

„Sie würden vor lauter Unlust auf der Couch des jüdischen Analytikers landen, der sich letztens in Wien einen Namen gemacht hat.“

„Das ist möglich“, sagte ich.

„Die meisten unserer Generäle sind Antisemiten. Wollen Sie ihnen so etwas zumuten?“

„Eigentlich nicht“, sagte ich.

„Es ist doch sicher nur ein Scherz, Korporal?“

„Nein“, sagte ich.



Kenzaburô Ôe (*1935): **Brief an Günter Grass (1995)**

Fünf Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges führen der deutsche Schriftsteller Günter Grass (*1927, Literaturnobelpreis 1999) und der japanische Literaturnobelpreisträger Kenzaburô Ôe (*1935) einen Briefwechsel. Darin tauschen sie persönliche Erinnerungen und politische Schlussfolgerungen aus, die in Verbindung mit dem Kriegsende stehen. In seinem Brief vom 19. April 1995 berichtet Ôe von der gnadenlosen Verfolgung japanischer Deserteure, deren Zeuge er als Kind geworden ist.



» **L**ieber Günter Grass, Ihre Erinnerungen an die Zeit, in der Sie als halbwüchsiger Soldat Deserteure der deutschen Wehrmacht sahen, die man an den Bäumen großer Alleen aufgehängt hatte, berühren mich tief. Ihr Aufruf zur Rehabilitierung der Deserteure findet meine volle Zustimmung. Und daß Sie diesen Männern für ihre mutige Befehlsverweigerung Respekt zollen, dürfte vom Standpunkt einer allgemeingültigen Sicht vom Menschen aus auch viele Japaner mit Sympathie erfüllen.

In unserem Land ist sowohl die Hinrichtung wie die Aufgabe, die Deserteure zu rehabilitieren, bislang, wie mir scheint, nicht ins Bewußtsein der Öffentlichkeit vorgedrungen. Dies hängt damit zusammen, daß ihre Zahl gering war und es ein spezifisches Problem von Japanern ist, alles, was eine gewisse Zahl unterschreitet, zu ignorieren.

Ich habe übrigens in meinem ersten Roman „Me mushiri ko uchi“ („Reißt die Knospen ab, erschießt die Kinder“), die Geschichte eines Deserteurs beschrieben, wobei ich mich auf Erinnerungen aus meiner Kindheit stützte. Dieser Roman erzählt von einer Gruppe von Kindern, die nach ihrer Evakuierung aus einer Besserungsanstalt den Schutz eines Bergdorfes übernehmen, das gegen Kriegsende von seinen erwachsenen Bewohnern aus Angst vor einer Seuche aufgegeben worden ist. Diesen Kindern schließt sich ein Deserteur an, der dann, als die Erwachsenen abermals die Kontrolle über das Dorf ergreifen, brutal ermordet wird.

Dieses Produkt der Phantasie verdanke ich einem Erlebnis, das ich als Kind hatte. Ich verdanke es der Geschichte von einem jungen Mann, der aus einer „yokaren“ genannten Kadettenanstalt desertierte und in unser Nachbardorf zurückkehrte, dort aber von der Militärpolizei, die ihn verfolgt hatte, gestellt wurde, worauf er sich in einem Abort, der etwas abseits von seinem Elternhaus lag, erhängte und noch als Leiche von der Militärpolizei unter den Augen seiner Eltern mit Füßen getreten wurde. Ich hörte diese Geschichte und bewahrte sie in meiner Erinnerung auf.

Was mich dabei als Kind in Angst und Schrecken versetzte, war zunächst die Tatsache, daß ein junger Mann von der Armee des Staates, der an seine Spitze das absolute Tenno-System gestellt hatte, in einen schmachvollen Tod getrieben worden war. Zum anderen rührte meine Angst von dem deutlichen Gefühl her, daß sich die unsere Gesellschaft beherrschende Ethik, an deren Spitze natürlich wieder das absolute Tenno-System stand, wie ein Pfahl der ganzen Länge nach auch durch die Familie dieses Mannes bohrte, die unfähig war, sich der Militärpolizei verbal entgegenzustellen, wobei gesagt werden muß, daß diese Familie es schon vorher abgelehnt hatte, ihren eigenen Sohn zu verstecken.

Ich bin nicht optimistisch genug, um zu denken, daß derartiges nur vor und während des Krieges geschehen konnte, daß angesichts der Existenz unserer demokratischen Verfassung insbesondere der Verrat und die Ermordung des jungen Mannes – und seine Desertion ohnehin – überwundene Dinge seien. <<

Ingeborg Bachmann (1926-1973): **Alle Tage (1953)**



» **D**er Krieg wird nicht mehr erklärt, sondern fortgesetzt. Das Unerhörte ist alltäglich geworden. Der Held bleibt den Kämpfen fern. Der Schwache ist in die Feuerzonen gerückt. Die Uniform des Tages ist die Geduld, die Auszeichnung der armselige Stern der Hoffnung über dem Herzen.

Er wird verliehen,
wenn nichts mehr geschieht,
wenn das Trommelfeuer verstummt,
wenn der Feind unsichtbar geworden ist
und der Schatten ewiger Rüstung
den Himmel bedeckt

Er wird verliehen
für die Flucht von den Fahnen,
für die Tapferkeit vor dem Freund,
für den Verrat unwürdiger Geheimnisse
und die Nichtachtung
jeglichen Befehls. <<

Tschingis Aitmatow (*1928): **Aug in Auge (1958)**

Tschingis Aitmatow (*1928) gehört zu den bekanntesten Schriftstellern der ehemaligen Sowjetunion, als Berater Michail Gorbatschows unterstützte er dessen Reform- und Demokratisierungspolitik, nach der Auflösung der UdSSR wurde er Botschafter der Republik Kirgisistan bei der Europäischen Union.

Aitmatows erste Erzählung (*Aug in Auge*, 1958) schildert die Geschichte eines sowjetischen Deserteurs: Ismail verlässt heimlich die sowjetisch-deutsche Front und versteckt sich in der Nähe seines kirgisischen Heimatdorfes, wo seine Mutter mit Sejde, seiner Frau, und dem kleinen Sohn in Armut und Entbehrung leben. Sejde will zu Ismael halten. Sie versorgt ihn, so gut es geht, mit Lebensmitteln und lässt sich durch die Nachforschungen der Polizei nicht einschüchtern. Dennoch

muss Sejde erfahren, wie das Wesen des Mannes, den sie als lebensfrohen und zugewandten Menschen kennen gelernt hat, sich drastisch verändert. Existenznot, Verfolgung und Angst lassen den Deserteur Ismail zu einem skrupellosen Egoisten werden, der nur noch sein Überleben im Blick hat.

Zwar überwiegt in „*Aug in Auge*“ die kritische Sicht des Fahnenflüchtigen, trotzdem widersprach Aitmatows Erzählung so sehr dem offiziell geförderten Bild vom heldenhaften sowjetischen Siegersoldaten, dass sie über dreißig Jahre lang nur in einer gekürzten, zensur-konformen Fassung erscheinen konnte. Der Lockerung der Meinungs- und Pressefreiheit unter Gorbatschow ist es zu verdanken, dass „*Aug in Auge*“ 1989 erstmals vollständig und ohne Rücksicht auf Zensurbestimmungen veröffentlicht wurde.

» **W**ar das noch derselbe Ismail wie im vergangenen Sommer? Von der Sonne schwarzgebrannt, sehning wie ein Kranich, hatte er gearbeitet, ohne die Hände auch nur einen Augenblick sinken zu lassen. Damals hatten sie das Haus gebaut. Damals war in ihrem Leben alles klar und einfach gewesen, nichts hatte sie gestört oder in Sorge versetzt. Sie brauchten nur zu leben und zu schaffen. „Wenn wir erst das Haus fertig haben, riegele ich unseren Hof mit einer Lehmmauer vor fremden Augen ab!“ hatte Ismail oft gesagt und dabei ihr Anwesen voller Besitzerstolz betrachtet. Und nun war er ein Deserteur. Nun schlich er nachts heimlich in sein eigenes Haus. Und kaum war er da, trieb es ihn schon wieder weg.

Sejde bemühte sich, nicht daran zu denken. In den seltenen Nächten, wenn ihr Mann kam und, den Sohn auf dem Arm, vor ihr saß, war ihr einziger Wunsch, alles zu vergessen, alles, und wenigstens eine kurze Stunde wirklich glücklich zu sein.

Meinetwegen soll er ein Deserteur sein! tröstete sie sich, während sie den Teig auf dem Brett ausrollte. Ein Mann weiß schon, was er zu tun hat. Ismail sagt ja: „Jedem ist sein Leben lieb, und in diesem Krieg kommt nur der mit heiler Haut davon, der selbst für seinen Kopf sorgt.“ Es steht mir nicht an, ihn zu belehren, sicherlich muß das alles so sein, er weiß es schließlich besser. Soll ich ihn denn mit eigenen Händen von mir weg-

stoßen? Nein, das kann ich nicht. Er sagt doch selbst: „Mag kommen, was will, ich halte meine Brust keiner Kugel hin! So gehört doch wenigstens jeder Tag mir, ich bin zu Hause! Was habe ich denn dort an der Front verloren, irgendwo am Ende der Welt? Unsere Vorfäter haben diese Gegenden nicht mal im Traum gesehen. Soll jeder tun, was er für richtig hält, ich jedenfalls brauche das nicht und will es auch nicht. Was ändert sich denn, wenn ich hingehe? Ich allein bezwinde den Feind nicht, die schaffen es auch ohne mich.“

Das stimmt sicherlich, sie werden es schaffen. Ismail allein macht den Staat nicht ärmer. Gut, er ist geflohen, na und? Niemandem schadet es etwas, wenn er sich in Sicherheit bringt, wenn er keine Lust hat, sich umbringen zu lassen! Wenn bloß erst der Winter überstanden wäre! Sie hatten wenig Mais im Haus, und die Zeit bis zum Frühjahr war lang. Den anderen Familien im Ail ging es nicht besser, das Volk lebte jetzt nicht so wie früher, das Brot war bei allen knapp. Ob es bis zum Frühjahr reichete, wußte niemand. Schwere Zeiten



„Schreiben gegen den Krieg“ lautet der Titel einer Ausstellung, die anlässlich des 80. Geburtstages der österreichischen Schriftstellerin Ingeborg Bachmann in Wien und später auch in Deutschland zu sehen war. Das Faltblatt zur Ausstellung erläutert: „Ich will, dass der Krieg ein Ende nimmt“ – dieser Satz aus Ingeborg Bachmanns Roman *Malina* könnte als Motto über ihrem gesamten Werk stehen. Ihre Gedichte, Hörspiele, Erzählungen, Romane und ihre literaturtheoretischen Studien stellen eine große, in viele Gattungen und Formen gegliederte Schrift gegen den Krieg dar. 1964 fordert die Autorin in ihrem Tagebuch, „...dass alle, ohne Unterschied und für immer, leben sollen und arbeiten sollen, dürfen, und essen und schlafen ohne Furcht, und weil dies die *conditio sine qua non* für sie ist, auch beharrlich verlangen dürfen, dass die Schwierig-

keiten des Führens von Frieden keine leichtfertigen partiellen Lösungen finden, keine emphatischen und sentimental, keine langfristig gefährlichen und kurzfristig geflickten...“ Der österreichische Germanist Hans Höller urteilt: „Bedingungsloser hat niemand nach 1945 die Frage von Krieg und Frieden zum Zentrum seines Schreibens gemacht. Die Schriftstellerin Ingeborg Bachmann hat sich den destruktiven Erfahrungen ihrer Zeit ausgesetzt, damit „Kunde gegeben“ werden kann, und sie hat dem fortdauernde Kriegszustand der Welt ihre Utopie eines gelungenen Lebens entgegengesetzt.“ Diese Aussage beschreibt zugleich den inhaltlichen Hintergrund für das Gedicht „Alle Tage“, das Ingeborg Bachmann 1953 in ihrem ersten Gedichtband „Die gestundete Zeit“ veröffentlicht hat.

Albrecht Goes (1908-2000): **Unruhige Nacht (1950)**

Noch wenige Tage vor Kriegsende ließ Adolf Hitler fliegende Feldgerichte aufstellen, um „Verräter und Deserteure“ erschießen oder hängen zu lassen. Die beiden Männer im Hintergrund erwartet die Vollstreckung.



Foto: dpa

Albrecht Goes (1908-2000), Pfarrer und Schriftsteller, war nach seiner Einberufung zur Wehrmacht 1942-45 als Lazarett- und Gefängnispfarrer tätig. In den Fünfziger Jahren engagierte er sich gegen die Remilitarisierung Deutschlands.

In Goes' Erzählung „Unruhige Nacht“ (1950) schildert der Ich-Erzähler, ein evangelischer „Kriegspfarrer“, wie er den wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilten Soldaten Fedor Baranowski in den letzten Stunden seines Lebens begleitet.

» In Rowno hatte die Hauptverhandlung stattgefunden, in Dubno befand sich zu jener Zeit das größte Wehrmachtgefängnis. Dorthin sollte der Verurteilte gebracht werden, um von dort aus wahrscheinlich in eine Strafkompagnie oder ein sogenanntes Bewährungsbatallion zu kommen. Die Strafe selbst durfte nach Hitlers Anordnungen erst ‚nach Kriegsende‘ verbüßt werden; aber wer in einer Strafkompagnie das Kriegsende erleben wollte, der mußte schon einen sonderlichen Engel zur Seite haben... Auf der Fahrt nach Dubno gelang es dem Häftling, aus dem fahrenden Zug zu springen. Er blieb, ein wahres Wunder, fast unverletzt und war dann, dank seiner Sprachkenntnisse und bald genug wohl auch mit Hilfe einiger Verkleidung, im ukrainischen Zivilleben untergetaucht. Man fahndete nach ihm, aber er blieb verschwunden.

Drei Wochen später ereignete sich Folgendes: ein Waldstück, in dem Partisanengruppen sich aufhalten sollten, wurde durchgekämmt und mit zahlreichen anderen Männern, Frauen und Kindern, die da im Wald gelebt hatten, wurde auch Baranowski gestellt. Man trieb sie zusammen, und der Zufall wollte es, daß gerade in dem Dorf, in dem man sie zum

Verhör versammelte, Baranowskis ehemalige Truppe im Augenblick stationiert war. Die Partisanen standen mit erhobenen Händen auf einem Platz, man suchte eben nach einem Dolmetscher, um mit dem Verhör zu beginnen, da ging ein Feldweibel von Baranowskis Einheit eilig vorüber, warf einen flüchtigen Blick auf die Zivilisten, stutzte, trat näher, erkannte seinen ehemaligen Küchenchef und rief in lauter Überraschung: „Mensch, Baranowski, was tun Sie denn hier?“

Dies war das Ende. Was mit den Zusammengetriebenen an diesem Tag geschah, ist nicht bekannt geworden; Baranowski selbst aber wurde auf der Stelle verhaftet und in Fesseln nach Proskurow gebracht. Hier fand dann am 5. September die zweite Verhandlung statt. Sie schien sehr kurz gewesen zu sein. Die Frage, ob zu allem anderen hin auch noch auf Feindbegünstigung Anklage erhoben werden sollte, wurde kaum geprüft, der Tatbestand der Fahnenflucht war so eindeutig, daß nicht einmal der Offizialverteidiger den Versuch unternehmen mochte, auf ‚unerlaubte Entfernung von der Truppe‘ zu plädieren.

Ich schloß die Akten und dachte nach. So also schreibt sich die äußere Geschichte eines solchen Lebens. Wie aber sieht die innere Geschichte aus?«

Quellenangaben

Seite 22-23:

Voltaire: „Kandide oder die beste aller Welten“ Übersetzung von Wilhelm Christhelf Sigismund Mylius. Berlin 1782

André Chamson: „Der nicht mit den andern ging“ Übersetzt von Alastair, 1949 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags

Seite 24-25:

Philippe Claudel: „Die grauen Seelen“ Deutsche Übersetzung von Christiane Seiler. © 2004 Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg

Peter Köhler (Hrsg.): „Das Anekdoten-Buch“ 2001 Reclam Verlag, Stuttgart

Seite 26-27:

Boris Vian: „Der Deserteur. Chansons, Satiren und Erzählungen“ 1989 Wagenbach Verlag, Berlin. Übertragung des Chansons „Le Déserteur“ von Klaus Völkers.

Wolf Maahn: „Deserteure“ Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Transmission Songs, Musikverlag

Seite 28-29:

Edgar Hilsenrath: „Jossel Wassermanns Heimkehr“ 1995 Piper Verlag, München-Zürich

Seite 30-31:

Günter Grass / Kenzaburô Ôe: „Gestern, vor 50 Jahren. Ein deutsch-japanischer Briefwechsel“

© 1995 Steidl Verlag, Göttingen

Tschingis Aitmatow: „Aug in Auge“ Aus dem Russischen von Hartmut Herboth. © 1989 Unionsverlag, Zürich

Ingeborg Bachmann: „Sämtliche Gedichte“

© 2003 Piper Verlag, München

Seite 32-33:

Albrecht Goes: „Unruhige Nacht“ 1951 Wittig Verlag, Hamburg

Joshua Key: „Ich bin ein Deserteur“

© 2007 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Joshua Key (*1978): Ich bin ein Deserteur (2007)

Sein Entschluss, sich nicht länger am Irakkrieg zu beteiligen, „sich nicht länger mit dem Blut von Männern, Frauen und Kindern zu besudeln“, hat den US-Soldaten Joshua Key im November 2003 zum Flüchtling im eigenen Land gemacht – und mit ihm seine Frau und vier kleine Kinder. Ohne jegliche Sicherheit und fernab von Freunden und Verwandten lebten sie zunächst untergetaucht an verschiedenen Orten in den USA, bis sie 2005 nach Kanada emigrierten und Joshua Key dort einen Antrag auf Asyl stellte. Ein Zurück in die Heimat gibt es nicht mehr: Die Desertion von Armeeingehörigen wird in den USA unerbittlich verfolgt und mit langjährigen Gefängnisstrafen geahndet.

Den zeitlichen Weg von seiner freiwilligen Verpflichtung zur Army im Jahr 2002 bis zu seiner Situation als Fahnenflüch-

tiger heute zeichnet der ehemalige Soldat auf sehr nüchterne und gleichfalls sehr ehrliche Art nach. Immer wieder wird spürbar, wie sehr sich der einfache Mann noch immer über die alles verändernden Konsequenzen seines Nein zum Krieg wundert, und welche enorme Herausforderung es für ihn und andere Deserteure bedeutet, den kompletten Bruch der eigenen Lebensplanung zu akzeptieren. Dass Joshua Key trotz allem seiner Gewissensentscheidung treu bleiben konnte, dass er versuchen konnte, seine Kriegserlebnisse durch Schreiben zu bearbeiten und nicht wie tausende Soldaten und Kriegsveteranen in Drogen zu ertränken, das hat er zu einem ganz erheblichen Teil der großen Liebe zu danken, die ihn mit seiner Frau Brandi und seinen Kindern verbindet.

W.Sch.

» Für mich haben die Gewehre und die Bomben im Krieg ihre Anziehungskraft und ihren Kitzel verloren. Nachdem ich gesehen habe, was diese Waffen Menschen antun, kann ich nicht mehr zurück, will ich nicht mehr um meinen Verstand fürchten. Meine persönlichen und familiären Ziele sind heute schlicht und dennoch schwer zu erreichen. Ich möchte gerne schlafen können ohne Albträume über die Menschen, die ich im Irak traumatisiert habe. Ich hätte gern etwas Land und möchte mir meinen Lebensunterhalt als Schweißer verdienen, damit meine Kinder anständig gekleidet und gut ernährt aufwachsen können. Ich möchte meiner Frau ein guter Mann sein, nachdem sie ihre Familie und ihr Land aufgegeben hat, um mir bei meiner Flucht vor dem Irakkrieg zur Seite zu stehen.

Meine Vorgesetzten hämmerten mir ein, an erster Stelle komme die Armee, an zweiter Stelle Gott und an dritter Stelle die Familie. Doch diese Denkweise werde ich nie akzeptieren.

Wer einen unschuldigen Menschen geschlagen oder getötet hat und noch einen Rest Gewissen in sich trägt, wird sich seiner Seelenqualen nicht entledigen können, indem er behauptet, er habe nur auf Befehl gehandelt. Jeder muss für sich entscheiden, was für ein Leben er führen will. Wenn wir einen ungerechten Krieg führen oder uns in einem Krieg unmoralisch verhalten, so sind diejenigen, die das Pech haben, uns in die Hände zu fallen, die ersten Opfer. Die zweiten Opfer sind wir selbst. Jedes Mal, wenn wir gegen unsere Überzeugungen handeln, beschädigen wir uns selbst, und das Unrecht, das wir tun, lastet schwer auf uns, bis zu unserem Tod.

Ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn ich mich geweigert hätte, die Privathäuser von Irakern zu verwüsten, wenn ich mich geweigert hätte, jeden männlichen Bewohner über ein Meter fünfzig in amerikanische Haftanstalten zu schicken. Ich vermute, meine Vorgesetzten hätten mich erniedrigt und bestraft. Vielleicht hätten sie mich geschlagen. Vielleicht hätten sie mich auch nach Hause ins Gefängnis geschickt oder mich unehrenhaft entlassen. Doch wenn alle Soldaten der US-Armee sich geweigert hätten, in den irakischen Wohngebieten Haustüren zu sprengen, so gehe ich jede Wette ein, dass sich weder die Generals, Colonels und Captains, die uns befehligten, noch unser Präsident und Oberbefehlshaber George W. Bush freiwillig für den Job gemeldet hätten.

Ich schäme mich für das, was ich im Irak getan habe, dafür, dass unschuldige Zivilisten durch uns zu Schaden kamen oder starben. Der Umstand, dass ich lediglich auf Befehl handelte, entlastet mich nicht und lindert auch nicht meine Albträume. Nachdem ich in Ramadi die vier enthaupteten Leichen am Straßenrand gesehen und beobachtet hatte, wie Soldaten meiner Armee mit den Köpfen Fußball spielten, begann ich, von den rollenden

Schädeln zu träumen. Ich war zwar erst nach der Ermordung der Männer dort eingetroffen, doch allein schon, dass ich die Folgen ihrer Tat sah und Teil der Maschinerie war, die das Verbrechen begangen hatte, lastet bis heute schwer auf meiner Seele.

Ich bin verantwortlich für das, was ich getan habe. Und unsere Kommandeure sind verantwortlich dafür, dass sie uns in den Krieg schickten und ihre Befehle erteilten. Es war schon schlimm genug, dass niemand unser Verhalten im Irak kontrollierte oder uns dafür zur Verantwortung zog. Noch schlimmer war jedoch, dass wir von unseren Kommandeuren die stillschweigende Erlaubnis hatten, erst zu schießen und dann zu fragen. Wenn ein Soldat jemanden zusammenschlug oder erschoss, brauchte er einfach nur geltend zu machen – wenn er sich überhaupt dazu äußern musste –, dass er sich bedroht gefühlt habe. Folgerichtig war unser Verhalten im Krieg völlig unkontrolliert; amerikanische Soldaten konnten ungehindert Iraker mit dem Maschinengewehr enthaupten und dann mit ihren Köpfen Fußball spielen.

Als ich im Jahr 2002 in Oklahoma City rekrutiert wurde, musste ich mit meiner Unterschrift bestätigen, dass ich folgende Warnung des Militärs gelesen und verstanden hatte: „Desertieren im Krieg bedeutet den Tod durch das Exekutivkommando.“ Damit ist so ziemlich alles gesagt. Den Irakern konnten wir antun, was wir wollten. Doch wer sich dem Dienst entzog, den erwartete die Hölle. Ich werde mich nie dafür entschuldigen, dass ich Fahnenflucht begangen habe. Ich flüchtete vor der Ungerechtigkeit, und das war richtig. Entschuldigen muss ich mich nur beim irakischen Volk.



Foto: epd

